Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 1

Artikel: Im Lötschental [Schluss folgt]
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661572

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Lötschental.

Von Gottlieb Binder.

Mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Wehrli-Verlags in Kilchberg bei Zürich.

Wer ehemals das Lötschental besuchte, ging — sofern er nicht als Hochtourist den Lötschenpaß, den Petersgrat oder die Lötschenlücke bevorzugte — von Gampel im Rhonetal aus und gelangte nach zweiundeinhalbstündigem Aufstieg über die „sonnigen Halden am Lötschberg" zu dem am Eingang ins eigentliche Lötschental liegenden Goppenstein. Heute ist das untere Teilstück des Lötschentales bei den Touristen fast ganz vergessen. Man fährt nun mit dem Zug nach dem 1261 m hoch gelegenen Goppenstein, und wer es eilig hat, kann von dort aus in vier Stunden die Fafleralp am oberen Ende des Tals erreichen. Ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, diese fast ausschließlich dem Verkehr mit dem Lötschental dienende Tunnelstation mit „Lötschen" oder „Lötschental" zu bezeichnen? Mit Ausnahme der Einheimischen und einiger um das Bergwerk sich interessierender Spekulanten wußten wohl nur Wenige etwas von Goppenstein. Dagegen ist das Lötschental im Laufe der letzten vierzig Jahre weit über die Grenzen unserer Heimat hinaus bekannt geworden.

Auf einem neu angelegten, sauberen, mäßig bergan steigenden Sträßchen gelangt man östlich von der Station Goppenstein durch eine Talenge über Finstertellen und Goltschenried nach Ferden, dem untersten Dorfe des Berghochtals von Lötschen. In der Tiefe wälzt die Lonza ihre Flut dumpfrauschend talabwärts. An ihren Ufern stehen Birken, Pappeln und Ahorne, während der linksseitige Berghang mit Lärchen- und Tannenwald bekleidet ist. Auf der rechten Talseite werden das kleine und das große Hockenhorn und die Tellispitzen sichtbar und im Hintergrund des Tales das Lauterbrunner Breithorn, der Anengrat und die weiße Lötschenlücke. Auf der Höhe von Ferden treten dann auch das Bietschhorn und das Wilerhorn ins Gesichtsfeld des Wanderers. Zudem gewinnt man hier zum ersten Mal einen Gesamtüberblick über das zwischen Bietschhornkette und Petersgrat eingebettete Lötschental mit seinen dunkeln Dörfern, grünen Matten, gelben Roggenfeldern und ausgedehnten Bergwäldern. Eine südlich anmutende, tiefe Himmelsbläue webt über den nahen Firn- und Gletscherfeldern. Am Wege tönt einem aus besonntem Gemäuer und aus den Roggenäckerchen scharfes Grillengezirp entgegen. Die blaue Kornblume, der rote Mohn, die violette Kornrade und das gelbe Ackerstiefmütterchen blühen massenhaft im Getreide, die weiße und die gelbe Fetthenne haben durchs ganze Tal hinauf die Mauerköpfe zur Seite des Weges in Besitz genommen, und allenthalben am Weg blaut am sonnigen Pfad von Ferden bis Kühmatt die Natterzunge (Echium vulgare), leuchtet die wilde Rose (Rosa cinnamomea). Das neuangelegte Sträßchen zieht sich unterhalb Ferden hin. Wer den Hauptplatz jenes Dörfchens, den Gemeindebackofen und die der hl. Barbara geweihte Kapelle sehen will, muß am Eingang der Ortschaft links abschwenken.

In einer Viertelstunde erreicht man von Ferden aus Kippel (von Kappel, Kapelle), den Hauptort des Tales. Kräftig heben sich die weißen Mauerflächen der hochgebauten Kirche vom Schwarzbraun der Häuser ab. Das Gotteshaus von Kippel bildete bis ins 19. Jahrhundert hinein die einzige Kirche des Lötschentals. Es behütete viele Jahrhunderte hindurch die Siedelungen der Talschaft und hielt mit seinem Glockengeläute deren Bewohner beisammen. Heute steht eine zweite Kirche in Blatten. Zu Kippel sind jetzt nur noch Ferden und Wiler eingepfarrt. Sehenswert sind in der Kirche die geschnitzte Kanzel und der aus der Zeit des Barock stammende Hochaltar. Sämtliche Grabhügel sind geschmückt mit den Ringel- oder Totenblumen (Calendula officinalis), in Lötschen „Gälwi Gretlini" geheißen. Diese schlichten Volksblumen bilden zur Zeit ihrer höchsten Blütenentfaltung ein tieffriedliches, äußerst reizvolles Bild. Da sie sich versamen, sind die Bewohner von Kippel jeglicher Fürsorge um den Blumenschmuck der Grabstätten enthoben. Die Gräber verheirateter Personen sind ausnahmslos mit schwarzen, diejenigen von ledigen mit blauen Holzkreuzen versehen. In den Querarm jedes Kreuzes ist nebst den Anfangsbuchstaben des Namens noch das Todesjahr der Gestorbenen geschnitzt. Die Gräber von Kindern sind durch kleine blaue Kreuze gekennzeichnet. Da und dort stehen auf dem nämlichen Grabhügel drei Kreuze hintereinander: Das vorderste ist für die gegenwärtig im Grabe ruhende Person bestimmt, die beiden andern stammen von Personen, deren über-

reste bereits „wieder ausgegraben worden sind". Die Gräber sind in Kippel und Blatten wegen der Enge des Gottesackers einer raschen Kehrordnung unterworfen. Es werden ausschließlich rohe, auf dem Deckbrett mit einem schwarzen Kreuz bemalte Särge verwendet. Sie dürften beruhigender auf das Auge der Leidtragenden wirken als gänzlich schwarz gestrichene. Bei Beerdigungen tragen die erwachsenen weiblichen Personen ein weißes, schalartiges Tuch, das vom Kopf auf die Schultern herabwallt. Am Sonntag nach dem Gottesdienst schöpfen Töchter und Frauen mit der Hand Wasser aus dem Weihbrunn der Kirche und besprengen damit die Gräber verstorbener Angehöriger. Die übrigen mit den Begräbnisfeierlichkeiten verbundenen Bräuche sind im Abgang begriffen.

Das Dorf Kippel wirkt recht malerisch. Wer durch die zum Teil sehr engen Gassen wandert, trifft neben heimeligen Stadeln eine große Zahl stattlicher Wohngebäude („Hischär"), die fast ausnahmslos aus Lärchenholz erstellt sind. An der honigbraunen Farbe erkennt man die neuen, an der schwarzbraunen die alten Häuser. Lauben und Blumenbänke, voller Geranien und Nelken („Meijn") vor den Fenstern („Pfäischter") bringen einen farbenfrohen Einschlag ins Gesamtbild. Viele Häuser sind mit der Jahreszahl ihrer Erbauung und mit Sprüchen religiösen Inhalts geziert. In die Stube gelangt man entweder von einem laubenartigen Gange her oder, wie z. B. beim Murmannhaus, durch die Küche. Ihre Einrichtung besteht in der Hauptsache aus einer steinernen Herdplatte, auf welcher das Feuer entzündet wird. Über diesem hängt an einer Kette die Pfanne, in welcher die Speisen zubereitet werden. Der Rauch entweicht durch einen geräumigen Schoß.

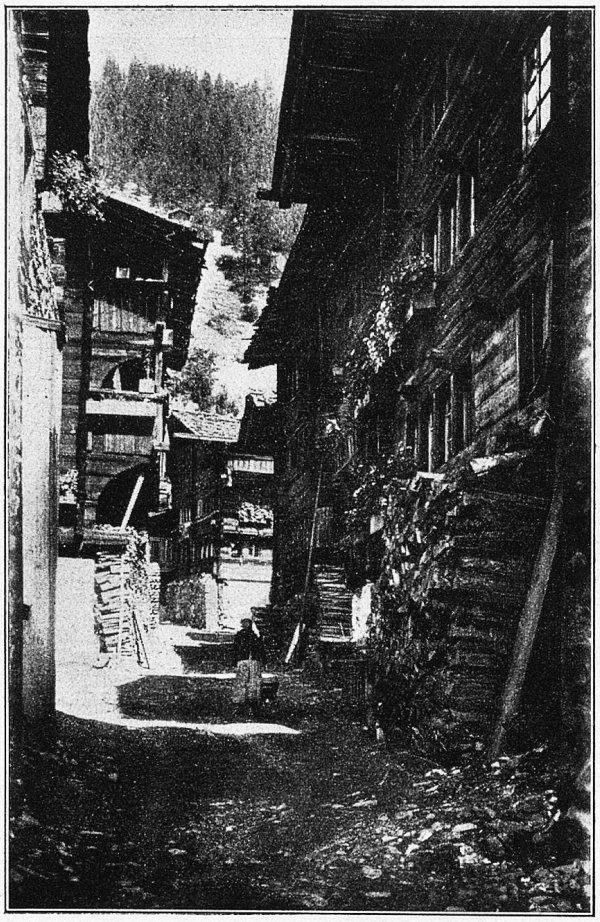
Außerordentlich reich an Schnitzereien ist die Giebelseite des soeben genannten Murmannhauses. Leider sind sie nicht mehr gut erkenntlich, teils, weil der etwas kleine, von größeren Häusern eingezwängte Bau schlecht beleuchtet ist und andrerseits, weil das Holzwerk des aus dem Jahre 1774 stammenden Hauses fast schwarz ist. Gut leserlich ist auf dem Gurt zwischen dem ersten und zweiten Stock, der unter einem Renaissanceornament sich hinziehende Spruch: „An Gottes Segen ist alles gelegen". Sehr sehenswert sind in der oberen, von zwei alten, ledigen Schwestern bewohnten Stube die geschnitzte Türe und die

Gang der Lötschentalerinnen zum Begräbnis. „Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich".

Decke mit Sprüchen und den Namen der Erbauer: des Alexius und des Aloisius Murmann. Aus einem lateinischen Deckenspruch geht hervor, daß zur Baumeisterfamilie der Murmann auch ein Geistlicher gehörte, der Pfarrer zu Eischol war. Von den Sprüchen sei folgender genannt: „Wer seinem Nächsten die Ehr' abschneid, der weicht von meiner Tafel weit". Das sogenannte Gutschibett — ein hohes, unten mit einem niedrigen, ausziehbaren, für Kinder bestimmten Gutschi versehenes Bett —, das früher in jedem Lötschentalerhaus zu finden war, kommt nur noch selten vor. Auch im Murmannhause ist es durch ein gewöhnliches Bett ersetzt worden. Man erkennt daraus, daß selbst im urkonservativen Lötschental die Anschauungen und die Bräuche der Menschen sich wandeln. Und sie werden sich noch in manchen Dingen wandeln, wenn die Straße einmal weitergeführt ist bis Blatten und zu den bereits bestehenden Hotels noch eine Anzahl neuer hinzugekommen sind.

Ein zweites Haus in Kippel nahe bei der Kirche besitzt ebenfalls eine Stube mit geschnitzter Türe und Decke und einem Neben-

stübchen, dem „Stibli", mit Truhe und Bett. In der Stube befindet sich dem Herkommen gemäß das Bett, ferner ein Tisch mit Stuhl und Wandbank, da steht ein Ofen aus Gilt- oder Lawezstein. Ein solcher kommt in jedem Lötschentaler Haus vor. Er ist sehr geschätzt, weil er die Wärme lange beibehält. Das Ma-



Gasse in Kippel. „Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich".

terial zu seiner Erstellung wird am Bietschhorn, also im Tale selbst gebrochen. Dennoch kommt er die Leute ziemlich hoch zu stehen wegen des umständlichen Transportes. Die Wände der genannten Stube sind geschmückt mit einer alten Schwarzwälderuhr, einem buntfarbigen Kruzifix und mit Familienandenken aller Art. Auf einem Wandbrettchen liegen viele kleine Gebet-, bezw. Meßbüchlein („Bihärr"). Bei der Türe befindet sich der in allen Häusern des Lötschentales vorhandene Weihbrunn, an welchem des Morgens kein Familienglied achtlos vorbeigeht.

An den sonnbeschienenen Außenwänden der Stadel werden unterm Vordache Kräuter und Zweige gedörrt als Winterfutter für die Ziegen: Zweige von Esche, „Ilm" und Mehlbeerbaum (Pirus sorbusaria), Wiesenkerbel, Bärenklaue u. a.

Kippel besitzt entsprechend seiner Einwohnerzahl mehr Ackerland als die übrigen Gemeinden. Die Roggen- und Kartoffeläckerchen ziehen sich am Berge hinauf, steigen aber auch hinab bis zum Bette der Lonza. Im Ort besteht seit einigen Jahren eine Bäckerei, die Weißbrot herstellt. Aus der Schreibart des Wortes „Bäkerei" in der Aufschrift scheint hervorzugehen, daß sich das Unternehmen noch im Anfangsstadium befindet. — Die Bäckerei findet für ihre Produkte in allen Dörfern des Tals Absatz, obschon die Familien ihr Roggenbrot noch immer selbst im Gemeindebackofen backen. „Früher", sagte eine alte Lötscherin, „hat man weißes Brot für ein Festessen gehalten, heute kann man es jeden Tag auf dem Tische sehen." Begünstigt wird der Vertrieb des Weißbrotes durch den Umstand, daß im Lötschental heute nur noch der vierte Teil der nötigen Brotfrucht gezogen wird. In Zunahme begriffen ist auch der Genuß des Kaffees; die Morgensuppe hat ihm schon meistenorts weichen müssen.*) Nach der Eröffnung der Lötschbergbahn hat das Tal eines Tages auch das Telephon und den Telegraphen erhalten; die Drähte ziehen sich von Dorf zu Dorf bis nach Fafleralp hinauf. Noch vor 20 Jahren hatten sich die Lötscher gegen die Errichtung des Telegraphen gewehrt. Dagegen besitzt das rund tausend Seelen zählende Tal heute immer noch keinen Arzt, obschon er in vielen Fällen nötiger wäre als der Telegraph. Blatten und Kippel haben auch elektrisches Licht, während sich das Hotel Tafleralp vorläufig noch mit Petrollampe und Kerze behilft.

Von Kippel aus führt der 2695 m hohe Lötschenpaß nach Kandersteg hinüber. Man erreicht die Paßhöhen über die Bergmatten von Martinsbühl und Kummenalp. Der Verkehr über diesen Paß muß einst sehr lebhaft gewesen sein vom Lötschental aus. Die Lötscher verkauften ins Frutigland hinüber Vieh und Wolle, und man wundert sich heute fast, wie es möglich war, das Vieh über den

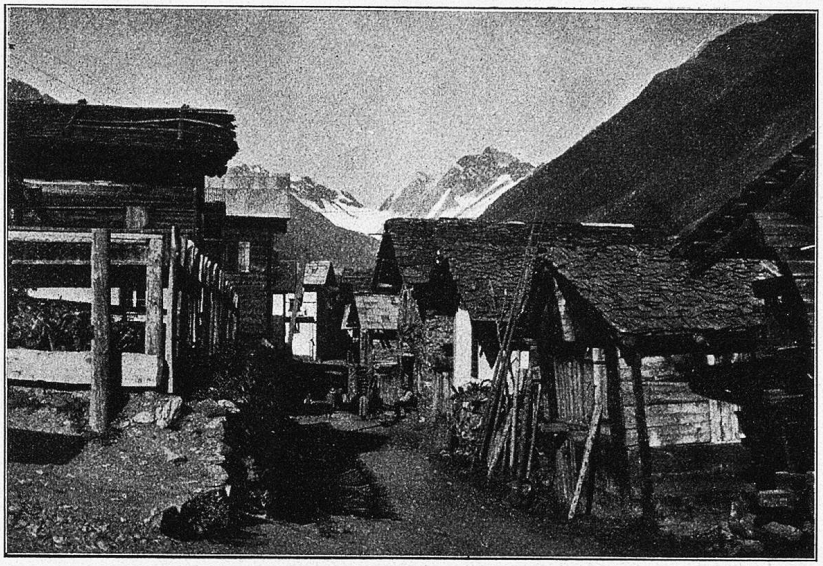
*) Wer sich einläßlicher um Landschaft und Volkstum von Lötschen interessiert, lese die beiden Monographien von Dr. Stebler und Dr. Hedwig Anneler, die erste kurz und sachlich, die zweite breit, mit dichterischem und künstlerischem Einschlag.

stark vergletscherten Paß zu treiben. Vom Lötschenpaß aus braucht man zwei Stunden, um den Gipfel des großen Hockenhorns (3297 Meter) zu ersteigen. Er gewährt u. a. eine prächtige Aussicht auf das Balmhorn, den Petersgrat, die Blümlisalp, die Bitschhornkette und das Lötschental. Während die Besteigung des großen Hockenhorns für gute Bergsteiger keine Schwierigkeiten bietet, ist diejenige des kleinen Hockenhorns nur geübten Kletterern zu empfehlen.

Von Kippel erreicht man auf holperigem Wege in einer starken Viertelstunde **Wiler**, das dritte Taldorf. Allenthalben am Wege (bis nach Kühmatt hinauf) trifft man, unter andern Sträuchern den roten Holder (Sambucus racemosus) und die Berberitze (Berberis vulgaris), im Volksmunde des Lötschentals „Schwiderbeere" genannt. Die Holderbeeren werden etwa gesammelt und eingekocht; um die „Schwiderbeeren" interessieren sich in gewissen Jahrgängen die Weinhändler des Rhonetals.

Wiler ist im Jahre 1900 vollständig abgebrannt. Dadurch verloren die Bewohner Hab und Gut. Weil man beim Wiederaufbau bestrebt war, die Häuser in möglichst geraden Reihen zu beiden Seiten des Talweges zu plazieren und, wohl im Hinblick auf die Feuersgefahr verhältnismäßig viel Steine dazu verwendete, steht Wiler heute in malerischer Hinsicht nicht an erster Stelle unter den Dörfern des Lötschentals. Der hübscheste Bau ist das Gemeindehaus. Es enthält wie in den übrigen Dörfern des Tals neben der Gemeindestube auch die Schulstube, wo die Wiler Knaben („Buäbun") und Mädchen („Meitlin") während acht Jahren den Unterricht besuchen. Sekundarschulen gibt es keine im Lötschental. Dagegen besteht eine sogenannte Wiederholungsschule, zu deren Besuch die Knaben nach ihrem Austritt aus der Alltagsschule noch während drei Jahren verpflichtet sind. Ab und zu besucht ein besonders begabter Schüler das Kollegium in Brig, um Pfarrer zu werden. Ein Sohn des Lötschentals ist z. B. der ehrwürdige Domherr Werlen in Sitten, einst Pfarrer in Kippel, der als fein gebildeter Mann auch von Besuchern des Lötschentales hochgeschätzt war.

In Wiler befindet sich seit kurzem eine Sparkasse. Sie nimmt die Ersparnisse der Talleute entgegen und liefert sie, sobald sie einen bestimmten Betrag erreicht haben, an die Kantonalbank in Solothurn ab zur Verwahrung und Verwaltung. Der begütertste Bauer, ein sogenannter „Rihä" soll nach der mutmaßlichen Schätzung der Bevölkerung etwa 3000



Gasse in Wiler. „Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich".

Franken bares Geld auf der genannten Kasse haben. Das Hauptvermögen des Lötschers besteht eben im Besitze von Wiese, Acker, Wald und Weide, von Haus, Stadel, Speicher und Sennhütte, von Kühen, Schafen und Ziegen. Grund und Boden stehen im Lötschental außerordentlich hoch im Preise, höher als im schweizerischen Mittelland. So gilt z. B. eine „Burdi Land", d. h. ein Stück Wiese, das eine Traglast (Burdi) Heu abwirft, 100 bis 120 Franken. Da durchschnittlich auf achtzig Quadratmetern eine „Burdi" geerntet wird, kommt eine Juchart auf 4500—5400 Franken. Das Ackerland (die „Achchära") wird nach Klaftern (ein Klafter ist 4 Quadratmeter) verkauft. Äcker von der Größe eines Stubenbodens sind nichts Seltenes. „Die Zerstückelung des Grundbesitzes", schreibt Dr. Stebler, „ist eine geradezu haarsträubende. Ich sah Äckerchen, deren Jahresertrag man im Taschentuch heimtragen konnte. In Blatten zeigte man mir ein Wiesenareal von vier Hektaren Fläche, die

in 180 verschiedene Parzellen zersplittert ist. Es ist das nicht etwa eine Ausnahme, sondern Regel." Die Verhältnisse haben ihre Ursache in der Erbteilung und in dem weitern Umstande, daß trotz der großen Kinderzahl niemand in die Fremde, dem Verdienste („Verdiäschd") nachgeht. Der Einzige im Tal, der

„Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich".
Lötschentaler Mutter und Tochter auf dem Gang zum Gottesdienst.

etwas weiß vom Wandern in die weite Welt, ist die Lonza („t Lonzun"). Die zum Teil aus dem Lötschental stammenden Leibgardisten des Papstes, dort „Römer" genannt, dürfen nicht als Auswanderer betrachtet werden, weil sie in Rom nicht in der Fremde, sondern „in ihres Vaters Hause" sind. Augenblicklich stellt das Tal vier Gardisten. Es waren aber auch schon deren zwölf, wie wir aus einer Photographie in Blatten ersehen konnten.

Die Lötschentaler waren gewiß in Rom immer beliebt, wegen ihrer Zuverlässigkeit und Redlichkeit. Was der Lötscher spricht, ist wahr. Deshalb setzt er auch keinen Zweifel in das, was er von andern, z. B. auch von Fremden, zu hören bekommt. Aus seiner Sprache klingt ein Echo von der rauhen, felsigen Natur der Heimat. Seine Art gemahnt an die Ruhe und die Kraft der Berge. In seinen Augen spiegelt sich das große, stille Leuchten der Firne. Der Lötscher ist jeder Übertreibung abhold, treuherzig, insichgekehrt und sehr arbeitsam. Mit zähem Sinn hält er am Hergebrachten, an Sitten und Gebräuchen und vor allem am Glauben (am „Gloibn") der Väter — an der römisch-katholischen Kirche fest. Davon zeugen die kirchlichen Feste, die Prozessionen, an denen großer Prunk entfaltet wird: das Fronleichnamsfest, der Segensonntag (Segnen der Felder, meist am 4. Juni), die Kirchweih (am 24. Juli) und das Fest des hl. Mauritius, des Landespatrons am 22. September.

Der Sonntag des Lötschers verläuft still. Die Talbewohner besuchen den Gottesdienst; kein Lötscher versäumt die Messe, das „Amt". Dann nehmen sie ihre schwere Bürde getrosten Mutes wieder auf den Rücken und tragen sie durch den harten Werktag, bis abermals der Feiertag kommt. Die Sonntage sind für die streng ins Joch der Pflicht gespannten Lötscher die Sterne im Leben, die Tage, an denen sie über Vergangenes und Zukünftiges nachdenken und Gott danken, daß er ihnen schon so manches Mal aus der Not geholfen. Es bereitet manchem unter ihnen auch eine stille Freude, am Sonntag an den Roggenäckerchen hinzuschreiten. Wohl keiner fände die rechten Worte für die Poesie der sonntagstillen Felderchen; aber sie spüren deren geheimes Walten. Eine stille Freude erfüllt sie, wenn unter der Einwirkung von Gottes Sonne und Gottes Regen alles gut im Felde steht. Und wenn die Roggen- und die Kartoffelernte günstig ausfallen, so ist ihr Herz voll stillen Dankens und Hoffens, und was will der Mensch mehr?

Die Lötschentaler sind gottesfürchtige Leute, denn ihr Leben ist von Gefahren umwittert; wohnen sie doch förmlich unter den Lawinen. Sie sind, wie es in jenem schönen Kirchenliede heißt, mitten im Leben vom Tode umfangen. Das fruchtbare, produktive Land müssen sie von Hand bebauen. Da keine Pflüge im Gebrauche stehen, werden die Roggen-, Gersten- und Kartoffeläckerchen mit der Breithaue umgegraben. Mit viel Mühe sind die Äckerchen den steilen, felsigen Halden abgerungen. Da geht einem das Verständnis auf für den Sinn des Sprichwortes: „Wer den Acker pflegt, den

pflegt der Acker wieder" — nur bei allersorgsamster Pflege bringen die Pflanzplätzchen das hervor, was die Bergbewohner zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen. Wer dann seine siebzig und mehr Jahre durchs Leben gewandert ist in Treue und Anspruchslosigkeit, der legt die Breithaue und die Tschiffere — in deren Gesellschaft der Lötscher so schweigsam wird — in die Hand des Sohnes und geht still, wie er gekommen, wieder von dannen.

Wer aus dem Lärm der Stadt ins weltabgeschiedene Lötschental kommt, hat das überwältigende Gefühl, als sei er aus rastlosem, unnatürlichem Leben in eine gute und reine Welt versetzt worden. Er trifft hier Menschen, die es bei treuester Pflichterfüllung nicht eilig haben, sondern sich noch Zeit gönnen. Und das allein wirkt schon beruhigend auf überreizte Nerven.

* * *

Blatten. „Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich".

Bares Geld ist hier selten. Die Lötschentaler sind auch weniger darauf angewiesen als die Bewohner anderer Gegenden, pflanzen sie doch fast alles, was sie zum Leben brauchen, selber. Das bare Geld, das der Lötschentaler beim Verkauf von Vieh einnimmt, verwendet er das Jahr hindurch größtenteils zum Einkauf von Kaffee, Zucker, in neuester Zeit von Weißbrot und — Tabak. Die meisten Lötscher rauchen („roiken") fürs Leben gern. Geldsteuern für Kirche und Schule kennt das Lötschental nicht. (In neuester Zeit muß für die Gemeinde zur Tilgung der Straßenbauschuld eine gewisse Steuer erhoben werden). Für die Armen sorgen ihre Angehörigen und Verwandten. Arbeitsunfähige Kretins kommen im Lötschental nicht vor. Bücher werden keine gelesen. Der „Brigerbote" und der „Walliser Anzeiger" besitzen Leser in Lötschen; aber lange nicht in jedem Hause.

Von Wiler gelangt man über den geschiebereichen Tennbach zu den goldbraunen Hütten von Tennmatten und zum malerischen Tennmattkapellchen links vom Wege. Sträußchen von Wiesen- und Feldblumen welken in seinem Gitter. Sie sind der Gottesmutter zu Gruß und Dank dargebracht worden von Talbewohnern, die morgens beim Vorbeigehen bei der Kapelle ein Morgengebet verrichtet haben. Kartoffeläckerchen und Felderchen mit grünem Sommerroggen und gelben Winterroggen bedecken den Hang nördlich der Kapelle. Auf den Matten und längs des Weges sieht man windzerzauste Kirschbäume. Die sehr kleinen Kirschen sind anfangs August noch grün. Sie reifen anfangs September und gleichen unseren „Holzkirschen" oder wilden Kirschen, sind aber kleiner. Andere Obstbäume gedeihen im Lötschental nicht; auch fehlt das Gemüse fast gänzlich. Die Leute essen Käse („Chês"), luft-

getrocknetes Fleisch, Brot, Kartoffeln und Polenta und trinken Kaffee, Milch und gelegentlich auch ein Gläschen selbstbereiteten Wachholderbranntwein.

In den Wiesen trifft man Ende Juli, wenn das Heu („Heuw") auf den Talwiesen eingebracht ist, alte Männer und Frauen, die mit dem Wässern der Wiesen beschäftigt sind. Das vom rechtsseitigen Berghang herniederströmende Wasser wird über den Talweg in die Wiesen hineingeleitet. Da im Hauptgraben keine Schwellen vorhanden sind, um das Wasser durch die Seitengräblein an die gewünschten Stellen zu leiten, benützt die mit Wässern beschäftigte Person zu diesem Zwecke ein Eisenblech, das sogenannte „Wasserbried". Mit der seltsam hackenartig geformten „Sappe" verschafft sie dem Wasser Durchlaß in den Seitengräblein.

Gegenüber Tennmatten liegen am linken Ufer der Lonza die Wiesen und Ställe der sagenumwobenen Wüstenmatten. Der Nordabhang der Bietschhornkette von Ferden bis Fafleralp wird gebildet durch zahlreiche vorspringende, bewaldete Rippen, zwischen denen in Runsen das Firn- und Gletscherwasser viel Schutt zu Tale schafft. Über dem Waldgürtel liegen die steinigen, mageren Schafweiden, und den Abschluß bilden die blauen Gletscher, die zerrissenen und zerschrundeten Felsen und die weißen Firnfelder. Auf der rechten Talseite zieht sich ob den Äckern der Bannwald hin. Er hemmt den Ausblick auf die Alpen und den darüber sich hinziehenden weißen Petersgrat. Man versteht es deshalb, wenn Reisenden, die lediglich eine Wanderung durch das Tal ausführen, das Lötschental etwas einförmig vorkommt. Zum vollen Genuß dieser schönen Landschaft gehört vor allem ein Gang über die Alpen und die Rundsicht von einem Berge, z. B. vom Hockenhorn aus.

Von Tennmatten erreicht man in ziemlich scharfem Anstieg Ried mit dem Hotel Nesthorn. Hoch über diesem Orte sonnt sich auf einer Terrasse Weißenried. Wir lassen es für diesmal links liegen und wandern eine halbe Stunde weiter nach dem malerischen Blatten, dem originellsten Dorf des Lötschentals. Es ist auf einem gegen die Lonza abfallenden, mit Bukkeln und Tobeln versehenen Fels (auf Platten) erbaut worden und wirkt durch das seltsame Über-, Unter- und Nebeneinander seiner braunen Holzhäuser, die zum Teil im Schmuck rotleuchtender Geranien, Nelken und Fuchsien stehen, äußerst reizvoll. Auf dieses originelle Dorf grüßt das Bietschhorn herab.

(Schluß folgt.)

Am Himmelsthor.

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit thränenassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

C. F. Meyer.

Mutter und heranwachsender Sohn.

Ein Beitrag zur Familienanschauung.

Von Dr. von Gneist.

Wie schnell vergeht jene Zeit, wo Bubi wie eine Klette an Mutters Rockzipfel hängt, und der kleine Mann mit all seinen Anliegen, freudiger und trauriger Natur, stets zu ihr geeilt kommt, die sein Ein und Alles ist. Ehe wir es uns versehen, hat der Junge die Kinderschuhe ausgezogen. Es regt sich in dem Fünfzehnjährigen das männliche Selbstbewußtsein, er hält es mit seiner Würde für kaum vereinbar, sich bei der Mutter Rat zu holen, aus Furcht, als „Muttersöhnchen" verschrieen zu werden. Mit Bedauern gewahrt sie, daß zwischen sie und den heranwachsenden Sohn etwas Fremdartiges zu treten beginnt. Viele Mütter nehmen die ersten Anzeichen dieser